Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 39

Artikel: Drei Leben [Fortsetzung]

Autor: Trabold, Rudolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642319

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 39 — 1916 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 23. September

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Herbststimmung.

Von Rosa Weibel.

Du große Sonnenwelt mit Windesgruß,
Mit goldnen Augen, warmen Strahlenhänden,
Mit weißen Stirnen, die vor Schönheit blenden,
Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß.

In meiner Seele jubelt Liederklang,
Und neue Sehnsucht quillt aus Herzenstiefen,
Und Wünsche, die im grauen Leid entschliefen,
Sie dehnen sich in jungem Lebensdrang.

Jetzt möcht' ich sonnenhelle Wege gehn,
Mit einem lieben Menschen wandern, wandern,
Von Berg zu Tal, von einer Nacht zur andern,
In weites Blau, in blaue Weiten sehn.

Und wandern bis in stille Einsamkeit,
Im Schatten schlanker Trauerweiden rasten,
Voll tiefen Danks nach deinen Händen tasten,
Und, müde von des Glückes süßen Lasten,
Hinüberschlummern in Vergessenheit.

Drei Leben.

Eine Novelle. Von Rudolf Trabold.

8

Mit einem dankbaren Lächeln sprach Morner:

„Es muß so sein, wie Sie sagen, Baroneß. So habe ich es auch empfunden, als ich vorhin das Orgelspiel und den Gesang zu hören bekam im Garten, ehe ich Sie sah. Das waren auch wieder Töne, die mich anzogen. Ich mußte ihnen folgen. Als Sie dann kamen, da war mir, als wären Sie selbst etwas von der Musik, die ich hörte. Es war ein Wunderbares gewesen, was mich bewegte, als ich dort im Garten die Orgel und den Gesang vernahm. Die Töne kamen zu mir wie — wie Engel und hoben mich empor, trugen mich fort —"

Morner brach seine Rede ab; er fühlte, daß er sich von seiner Stimmung hinreißen ließ, und schämte sich fast, in einen so schwärmerischen Ton zu geraten. Auch Lydia schwieg. Das Schweigen wurde Morner peinlich; nur um etwas zu sagen pries er den Ort:

„Wie herrlich Sie hier wohnen, Baroneß."

„Ja, ich weiß es auch zu schätzen. Man lebt hier wie auf dem Lande, so frei."

„Es ist der gesundeste Punkt der Stadt."

„Ja, ja. Wo nur die andern Herren hingeraten sind, daß wir sie nicht treffen?"

„Ihr Park ist so groß, daß man sich leicht verlieren kann."

„Oh, das scheint nur so, er hat doch ziemlich enge Grenzen."

„Wir haben kaum einen öffentlichen Park so groß, der Stadtpark drüben ist gewiß viel kleiner."

„Nun ja, mein Park soll für solche Menschen sein wie Sie, und Ihnen steht er immer offen, wie Ihrem Freunde."

Sie waren an den „Schwanensee" gekommen, den herrliche Tannen umstanden. Weißtannen mit zur Erde gesenkten Aesten und stolz aufstrebenden Gipfeln hoben sich förmlich schwarz ab vom feinen, weichen Rasen, der mit seinen Gräsern die Sonne einsog und in einem goldigen Grün wiederschimmerte. Morner kam es vor, er sei an einem Bergsee, nur die Felsen fehlten, aber im Hintergrunde zerflossen in einem feinen violett-lichten Punkte die Alpen im Himmelsblau. Morner schaute zurück: er sah

unweit die Ostfront der Villa mit von der Sonne glänzenden Fenstern.

Sie waren in einem großen Bogen hierher gelangt. Noch ganz eingenommen von dem schönen Anblick, hörte er plötzlich vom herzoglichen Schloß herüber, dessen Park an diese Besitzung stieß, zwölf Glockenschläge. Er griff nach seiner Uhr:

„Ist es möglich? Schon Mittag?"

„Sind Sie nicht frei, Herr Doktor?"

„Ja, wann bin ich frei! Ich hatte meine Sprechstunde total vergessen, total! Nun muß ich machen, daß ich schleunigst heimkomme."

Lydias Gesicht verriet ihr lebhaftes Bedauern, den Besucher schon zu verlieren.

„Ach, wie tut mir's leid, daß Sie schon gehen müssen."

Morner schien ein anderer geworden zu sein, die Erinnerung an seine Pflicht riß ihn mit einem Male aus dem Taumel. Aber er ging ungern aus diesem herrlichen Garten, das sah man ihm an. In raschen Schritten begleitete ihn Lydia auf dem kürzesten Wege, hinten an der Villa vorbei zum Tor, das auf den Weg des Stadtparks führte. Mit einem Seufzer sagte Morner:

„Sehen Sie, wie wir Sklaven sind, wir Aerzte!"

„Und doch werden Sie von mir beneidet, Herr Doktor. Es ist doch ein Schönes, wenn man seine Kräfte einem solchen Berufe widmet, und, sich der Verantwortung und Pflicht bewußt, wirken kann, segensvoll wirken."

„Oh, malen Sie es sich nur nicht zu rosig aus, es gibt so viele dunkle Seiten in unserem Berufe."

„Aber glauben Sie mir, ich beneide Sie wirklich in diesem Augenblick um Ihren Beruf. Es muß doch ein Schönes sein, sich am Abend so müde zu fühlen, müde von einem segensreichen Arbeiten."

Ihre Augen glänzten. Morner sah sie jetzt unbefangen, doch bewundernd ihre Schönheit genießend an. Sie reichte ihm die Hand, er faßte sie mit einem leisen Drucke, dann beugte er sich, sie zu küssen. In einem fast wehmütigen Tone sprach er:

„Sehen Sie, Fräulein von Ester, über Ihre Gegenwart vergesse ich Raum und Zeit."

„Wie schmeichelhaft" — sie lächelte — „das hätten Sie wohl nicht gedacht, daß man hier die Zeit so schnell durchlebt."

Er entgegnete aufrichtig:

„Wirklich, gnädiges Fräulein, ich ahnte nicht, so köstliche Morgenstunden hier zu verbringen."

„Ach!"

„Ich folgte sozusagen einem geheimen Triebe mit unbestimmtem Wunsche, jetzt aber schätze ich mich glücklich, diesem Triebe gefolgt und von Ihnen, Baroneß, empfangen worden zu sein."

„Es wird mir immer eine Freude sein, Sie hier zu begrüßen, Herr Doktor."

Sie standen am Parktore, das von Eingeweihten durch einen geheimen Griff ohne Schlüssel leicht geöffnet werden konnte. Morner empfahl sich nochmals mit wenig Worten und eilte auf die Straße. Ehe er in der Allee verschwand, blickte er noch einmal zurück und sah, daß Lydia ihm nachblickte. Oben, an der Stadtpark-Ringstraße, erreichte er glücklich die Elektrische. All seine Gedanken waren noch in dem Parke der Villa, er sah immer noch die Baronesse vor sich und ihre Stimme klang in seinen Ohren wie ein seltsam schönes Lied.

Es ging Lydia nicht anders, sie vergaß vollkommen ihre Gäste und schlenderte so dahin, ohne zu wissen, wohin sie ging. Wie sie den Mann beneidete, der einen so idealen Beruf hatte und der ihn ganz ausfüllte mit seinem Wissen und Können. Sie wußte, wie Morner gesucht war als Frauenarzt, ihre Schneiderin hatte ihr geradezu von ihm geschwärmt, und Retten konnte nicht genug den Jugend- und Schulkameraden rühmen. Seit sie die Briefe des Doktors an Schloßbach gelesen, schwebte ihr immer das Bild des Mannes vor. Nun hatte sie ihn endlich kennen gelernt. Seit einem Jahre waren Retten und Morner die einzigen neuen Bekannten, die sie im Hause empfangen. Sie war freiwillig einsamer geworden. Früher lud sie Künstler, Dichter, Gelehrte, Musiker, so viel sie nur kennen lernte, zu sich, aber seit sie so schmählich getäuscht worden von einem Manne, der ihr höchstes Ideal gewesen, zog sie sich von dem rauschenden Leben zurück, lebte nur in einem engen Kreise ihr ganz nahestehender Freunde. Indem sie so ihren Gedanken nachging, kam sie wieder zur Stelle, wo sie mit Morner den Schwänen zugesehen. Sie mußte an die Worte des Mannes denken, der diese Stelle des Parkes pries. Sie fand alles viel schöner, seit Morner hier gewesen. Noch selten war sie von einer Zusammenkunft mit einem Menschen, von dessen Bekanntschaft sie sich viel versprach, so ganz befriedigt worden, wie es eben geschah.

Als sie noch verträumt dastand, kam Retten, den sie nicht bemerkte, bis er sie ansprach — dann fuhr sie fast erschreckt auf:

„Sie sind es, Retten!"

„Verwundert es Sie so sehr, gnädigste Herrin? Ich suchte Ihres Fußes Spur im Grase und konnte sie nicht finden, da frug ich die Bleamerl und die Bamerl, ob sie nicht die schöne Herren dieses Gartens . . . ."

„Gehn's, Herr Retten, treiben sie keinen Unsinn. Wo sind denn die andern?"

„Die spielen Tennis drüben."

„Gut, da gehen wir auch hinüber zum Tennisplatz."

„Ich muß zum Mittagessen, gnädige Baroneß."

„Oh, bleiben Sie doch bei uns zum Essen, ich schicke jemand zu Ihnen, daß man Sie nicht erwarten soll."

Er wollte noch etwas einwenden, doch Lydia ließ nichts gelten. Ihr war es jetzt ein Bedürfnis, Retten bei sich zu haben; der Freund Morners schien ihr wie ein Teil jenes Mannes, der mit seinem Wesen die süße Sympathie in ihr zum Aufleuchten gebracht. Eduard war neugierig, zu hören, welchen Eindruck die Baroneß von Hans empfangen; er bangte fast, der Freund möchte ihr nicht sympathisch sein, darum fragte er:

„Wo ist der Doktor hingeraten?"

„In seine Ordination eilte er; wir vergaßen über dem Plaudern die Zeit und meinten, sie müsse stille stehen für uns."

„Also war mein Freund heute genießbar!"

Lydia erzählte von ihren Eindrücken, die sie durch Morner empfangen, und Retten war froh, daß anscheinend ein gutes Einverständnis zwischen den beiden herrschte.

V.

Berta hantierte im Laboratorium am Dampfsterilisator. Umständlich behandelte sie die sterilisierten Instrumente und trug dann die Glastabletten mit den fein vernickelten Werkzeugen in die Schränke, die nebenan im Operationszimmer mit ihren Glaswandungen in jungfräulicher Reinheit standen. Die Fenster waren fest geschlossen, damit ja kein Staub eindringe.

Als sie mit der Sterilisation, die sie mit einer mustergültigen Gewissenhaftigkeit vollzog, fertig war, rieb und polierte sie noch an den Apparaten, dem Operationstisch und Untersuchungsstuhl herum. Nichts glänzte ihr genug, nichts war ihr sauber genug. Drüben im Sprechzimmer hatte das Stubenmädchen aufgeräumt, das Linoleum aufgewaschen und gewichst. Berta ging und schaute genau alles nach, ob nichts fehle. Dieser Raum enthielt keine Schreckensinstrumente, hier war es, wo über dem großen Diplomatenschreibtisch Klingers „Christus im Olymp" hing. Berta sah das Bild nie an. Alles war in Ordnung, so daß am Morgen nur noch einmal der Staub abgewischt zu werden brauchte, bevor Hans seine Konsultationen begann. Sie nahm ein Tuch und deckte es noch über den Mikroskopiertisch hinter der spanischen Wand am Eckfenster. Dies wurde vom Stubenmädchen immer vergessen. Noch einmal eilte sie ins Laboratorium, denn es war trotz des Sommertages kühl heute, sie überzeugte sich, daß der Wärmemesser im Thermostat nicht gesunken war. Nun wusch sie die Hände, zog ihren weißen Assistentenkittel aus und vertauschte ihn mit einer Schürze, ging in die Küche, um nach dem Nachtmahl zu sehen und machte sich auch dort wieder zu schaffen. Es war schon über acht Uhr, Hans aber noch nicht da zum Essen. Die Köchin und das Stubenmädchen hatten ihr Nachtmahl schon eingenommen. Morners Eintreffen zum Abendessen war ganz verschieden; oft kam er erst um neun Uhr, selten später.

Berta ging in ihr Zimmer, um Andacht zu halten. Sie saß hier allabendlich an ihrem Arbeitstischchen und las in der Heiligen Schrift. Das war ihre Erholung. Seltener kam sie mit einer Handarbeit ins Sprechzimmer, wenn Hans dort in der Nacht noch am Schreibtisch saß. In seiner Nähe zu weilen, stundenlang ohne ein Wort zu sprechen, das galt ihr fast so viel wie der Genuß einer Predigt in der „Brüdergemeinde" Mittwochs oder Sonntags. Sie war die „schweigende Jungfrau", wie Hans sie oft scherzweise nannte, wenn er selbst zum Sprechen mit Berta aufgelegt war. Ja, sie war die Schweigende, aber ihr Gehirn arbeitete ohne Unterlaß, nicht weniger wie das des Bruders.

Berta las in den Offenbarungen Johannis. Obschon „ihre Gemeinde" eine eigene Bibelausgabe hatte, zog sie doch meist die Luthersche Uebersetzung vor. Es war die Ausgabe des Neuen Testamentes von der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, ein Geschenk des Pastors, bei dem sie in ihrem deutsch-böhmischen Heimatsorte die protestantische Religionsunterweisung erhalten. Sie war, wie ihre Mutter, protestantisch.

Wenn Berta in den Offenbarungen las, war es ihr, als entwiche die Erde, als höbe sie sich empor in himmlische Reinheit und Klarheit. Durch diese Offenbarungen war sie zu den „Brüdern" gekommen. Es war das in Böhmen gewesen, als sie bei Bruder Max war. Die Sünden der Welt hatten sie so erschüttert, daß sie die „Gemeinde der Brüder das rechten Glaubens", die sich dort zusammengefunden, aufgesucht. Dort verkündete man ihr den „wahren Glauben", nach dem „die 144,000 Versiegelten aus Israel und eine große Schar von Erlösten aus allen Heiden, Völkern und Sprachen" die einzigen sein sollten, die würdig waren, in die Seligkeit einzugehen nach dem Jüngsten Tage. Von den sieben Sternen, sieben Spiegeln, sieben Posaunen, dem dreifachen Wehe, den sieben Donnern, dem Lamm und dem Drachen wußte sie das offenbarte Geheimnis.

Ihre Augen gingen auf, wenn sie so dasaß und im heiligen Buche Johannis las! Sie sah das große Zeichen: das Weib mit der Sonne bekleidet, den Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupte die Krone mit den zwölf Sternen.

Es wurde dunkel, sie konnte nicht mehr lesen, aber nachsinnen konnte sie hier ungestört. Nur in regelmäßigen Zwischenpausen hörte man durchs große Haupttor von der Straße her die „Elektrische", sonst war's grabstill hier. (Fortsetzung folgt.)

Die Spinnstube im Entlebuch.
Getuschte Zeichnung von Ludwig Vogel. (Oeffentliche Kunstsammlung in Basel). Das Blatt ist als Schilderung von Volksbrauch, Tracht und Hausrat besonders wertvoll.

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion.
Wer jene beiden nicht besitzt, der habe Religion.

Goethe, Zahme Xenien 6.